

Virgil und die deutsche Tradition

Autor(en): **Curtius, Ernst Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **19 (1951-1952)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758686>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VIRGIL UND DIE DEUTSCHE TRADITION

Von Ernst Robert Curtius

Es ist für mich ein seltsames Gefühl, vor britischen Hörern über Virgil zu sprechen.¹ Denn die Liebe zu Virgil wurde mir durch einen Oxforder Freund vermittelt, und das wird bald ein halbes Jahrhundert her sein. Mein Freund war nach Deutschland gekommen, um Bibelkritik an der Quelle zu studieren. Wenn er auf der Bahn fuhr, pflegte er Virgil zu lesen in einer Dünndruckausgabe der Clarendon Press. Als Exlibris diente ihm der Anfang eines Virgil-Verses, in dem sein Name verborgen und sein kämpferisches Ideal angedeutet war: *fit via vi*. Als wir einmal zusammen reisten, bat ich mir seinen Virgil aus. Von der Schule her kannte ich die *Aeneis*, die mir nicht viel sagte. Aber nun entdeckte ich die *Bucolica* und traf bald auf einen Vers, der mich mit unbekanntem Glück erfüllte:

Mille meae Siculis errant in montibus agnae.

Diese Worte berührten mich wie ein Zauber. Ich war damals noch nie in Italien gewesen — aber auf einmal breitete sich eine südliche Landschaft vor mir aus: Berge, Herden, Blick auf das tiefe Blau der See. Als ich später meinen Freund in Oxford besuchte, kaufte ich mir dieselbe Ausgabe. Ein anderer Oxforder Student, der sich auf den *Indian Civil Service* vorbereitete, forderte mich auf, mit ihm das sechste Buch der «Aeneis» zu lesen. Ein dritter, der seither Bischof geworden ist, führte mich in Theokrit ein. Später wurde das *Oxford Book of Latin Verse* mein Begleiter. Viele Jahre hindurch ist mir England als eine Art Arkadien erschienen: eine glückliche Ausnahme in der modernen Welt; ein Land, in dem Humanismus ein lebendiger Besitz war und nicht eine Spezialität für Philologen. In Deutschland fand ich niemanden, der zu seinem Vergnügen antike Dichter las; am wenigsten einen Virgil-Leser.

Was ich Ihnen erzählt habe, ist mehr als eine persönliche Reminiscenz. Es gehört zu meinem Thema. Denn ich habe von der Tradition zu sprechen. Das kleine Erlebnis, das ich berichte, ist ein

¹ Sendung des B. B. C. im Oktober 1951.

exemplarischer Fall von Traditionsübermittlung. Ich empfang ein Buch aus der Hand eines älteren Freundes. Ich las es, weil ich teilhaben wollte an seiner Welt. Ueberlieferung wird nur lebendig, wenn sie vermittelt wird durch eine Person, der wir ähnlich werden möchten.

Was mir damals durch Oxford zuteil wurde, erschien mir als biographischer Zufall. Und doch war es mehr. Denn in demselben Jahr, in dem ich Virgil entdeckte, war in Leipzig ein kleines Buch erschienen, das die deutsche Philologie am Oxforder Humanismus maß und verurteilte. Es hieß «Das Gespräch über Formen», und sein Verfasser war Rudolf Borchardt. Borchardt lebte von 1877 bis 1945. Als er das «Gespräch über Formen» veröffentlichte, 1905, war er noch ganz unbekannt. Und wenn Sie heute einen jungen Deutschen nach Borchardt fragen, werden Sie wahrscheinlich feststellen, daß er wieder unbekannt geworden ist. Das hängt zum Teil damit zusammen, daß sein Name während der Hitlerherrschaft nicht genannt werden durfte. Aber es hat noch andere Gründe. Borchardt hat Jahrzehnte lang in Oberitalien gelebt, meist in einer Villa bei Lucca. Von der literarischen Öffentlichkeit Deutschlands hielt er sich fern, wenn er sie nicht mit bitterster Schärfe verurteilte. Seine Bücher waren schwer erhältlich und sind heute kaum aufzutreiben. Was ihm vorschwebte, war die Reinigung und Restauration der deutschen Literatur. Seine Maßstäbe entnahm er der Antike und der deutschen Klassik. Aber er fügte die provenzalischen Troubadours und das toskanische Trecento in die große Tradition europäischer Dichtung ein. Es wird eine wichtige Aufgabe der deutschen Kritik sein, das Lebenswerk Borchardts zu integrieren und sein Vermächtnis zu erschließen.

Schon sein Erstlingswerk, das «Gespräch über Formen», enthielt heftige Ausfälle gegen die offizielle deutsche Geistigkeit. Sie betreffen auch das Thema, über das ich heute zu Ihnen spreche. Borchardt verwahrt sich darin gegen einen deutschen Gelehrten, dessen Namen er nicht nennt und den ich nicht zu identifizieren vermag, der es gewagt hatte, «den heiligen Schatten Virgils zu insultieren». «Aber», fährt Borchardt fort, «wen kümmert es? Welcher Deutsche liest Virgil?» In seinen toskanischen Jahren wurde Borchardt dann mit dem ländlichen Italien der Gärtner und Weinbauern vertraut. Es war das Italien der *Georgica*, das Italien jener Oden, in denen Horaz sein Sabinum preist. Dort entstand Borchardts großartiger Essay über die «Villa» (1907). Er fängt mit dem stimulierenden Satz an: «Das Italien unserer Ahnen ist, wie man weiß, seit die Eisenbahnen es für den Verkehr erschlossen haben, eines der unbekanntesten Länder Europas geworden.» Der

Satz ist sehr bezeichnend für Borchardts Stil und für seine Attitüde. Wenn Borchardt etwas mitzuteilen hat, schüchtert er den Leser zunächst durch eine funkelnde Paradoxie ein und dann redet er als Besitzer eines höheren Wissens, das der Menge verschlossen ist. Er gibt seiner Darstellung das Pathos dessen, der in die Mysterien eingeweiht ist. Aber das nimmt der kleinen Schrift über die Villa nichts von ihrer Bedeutung. Indem sie eine typische Form italienischer Existenz beschreibt, weitet sie sich aus zu einer Charakteristik der Italianität; mehr noch: der Latinität. Damit schuf sie neue Voraussetzungen für die Würdigung lateinischer Dichtung in Deutschland. Diese Wiederentdeckung der Latinität war nicht das Resultat wissenschaftlicher Forschung, sondern lebendiger Berührung mit der italienischen Erde. Wohl hatte Borchardt auf den Universitäten von Berlin, Göttingen, Bonn ein umfassendes philologisches Wissen erworben; aber lebendig war die Antike dort nicht. Der Kontakt mit Oxford war nötig gewesen, damit Borchardt das «Gespräch über Formen» schreiben konnte; der Kontakt mit Toskana, um den Essay über die Villa hervorzu- bringen. Ich halte ihn für einen Markstein der neueren deutschen Geistesgeschichte. Lassen Sie mich das erklären.

Die große Epoche der deutschen Literatur, die man als deutsche Klassik und Romantik bezeichnet, umfaßt die zwei Menschenalter von 1770 bis 1830. Ihr genialer Befruchter war Herder. Seine Geschichtsbetrachtung lehrte die Leistungen der großen Völker als einen einheitlichen Zusammenhang verstehen, in dem sich die Idee der Humanität verwirklichte. Die Poesie, ob Volkslied oder Heldengesang oder Gotteslob, war für ihn die schöpferische Selbstbekundung der Völker: «die Muttersprache des menschlichen Geschlechts». Das Humanitätsideal hat Herder zu einer negativen Beurteilung der Römer geführt. Er sieht in ihnen nur die Krieger und Unterjocher. «Der Geist der Völkerfreiheit und Menschenfreundschaft war dieser Genius nicht.» Wenn man die Prachtbauten der Römer, ihre Fechterspiele, «die Wollüste der Bäder» betrachtet, «so wird man glauben müssen, ein gegen das Menschengeschlecht feindseliger Dämon habe Rom gegründet». Was die Poesie der Römer betrifft, so war sie «nur eine ausländische Blume», nicht Urpoesie, Naturpoesie. Als Herder dies schrieb, hatte er Homer und Shakespeare entdeckt. Neben ihnen verblaßte ihm Virgil. Herders Geschichtsanschauung vererbte sich auf die deutsche Wissenschaft; ja, sie wurde verstärkt und vergrößert. Auch Friedrich August Wolf, der Neubegründer der Altertumswissenschaft in Deutschland, war Virgil abgeneigt, aber auch Niebuhr, der Historiker Roms; auch Wilhelm v. Humboldt und die Romantiker.

Es blieb so das ganze 19. Jahrhundert hindurch und darüber hinaus. Erst seit etwa 1925 wurde das anders. Unsere Philologen begannen damals den Wert des Römertums und seine Bedeutung für die humanistische Bildung zu entdecken. Gelehrte wie Eduard Fraenkel (der jetzt in Oxford wirkt), Günther Jachmann, Kurt Latte, Friedrich Klingner haben diese Wendung herbeigeführt. Der letztgenannte hat bezeichnenderweise mit einer Arbeit über Boethius begonnen, den man den letzten Römer genannt hat und der die Brücke von der untergehenden Antike zum lateinischen Mittelalter bildet. Er hat dann die geschichtlichen Wandlungen der Romidee untersucht und hat mehr als irgendein anderer Gelehrter für die Erneuerung des Virgil-Verständnisses in Deutschland getan. Die Arbeiten, die er unter dem Titel «Römische Geisteswelt», 1943, gesammelt hat, legen davon Zeugnis ab.

Es war nötig, einen Blick auf die Geschichte der Philologie in Deutschland zu werfen, wäre es auch nur, um zu zeigen, daß sie um 1930 einen ganz anderen Standpunkt einnahm, als im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, das heißt, in der Zeit von Borchardts Anfängen. Aber so erfreulich diese Wandlung war, so drang sie doch kaum über den engen Kreis der Fachleute hinaus. Der Virgil-Freund wird der Virgil-Forschung gewiß dankbar sein. Aber einen entscheidenden Impuls auf die deutsche Bildung konnte sie naturgemäß nicht ausüben. Dazu sind ursprünglichere Mächte nötig. Nur durch die Kraftströme neuer Dichtung kann ein Dichter wieder neu erweckt werden; in zweiter Linie durch eine schöpferische Kritik, die ihrerseits durch das Erlebnis neuer Dichtung gespeist ist. In diesem Sinn waren die Jugendschriften Borchardts schöpferische Kritik. Denn das bestimmende Erlebnis Borchardts war die Erneuerung der deutschen Dichtung durch Stefan George und durch Hugo von Hofmannsthal gewesen.

Es macht wenig aus, daß Borchardts Verhältnis zu George mit Problematik geladen war, während er Hofmannsthal unbedingt huldigte. Auch wo er an George Kritik übt, zollt er ihm den Tribut hoher Ehrfurcht. Georges Gedicht «Porta Nigra» nennt er «eines der herrlichsten, durchaus vollendetsten Geschöpfe dieses großen Schöpfers» und «eines der außerordentlichsten Wagnisse der Weltliteratur». Mit Absicht hebe ich dieses Gedicht hervor, das dem Römertor von Trier gewidmet ist. Am Ende der Kaiserzeit war Trier eine der vier Hauptstädte des Imperiums. Kaiser haben dort residiert, römische Villen schmückten die Ufer der Mosel, lateinische Verse wurden dort gedichtet. George war ein Sohn der kleinen Stadt Bingen, wo heute noch die Drususbrücke von Römertagen zeugt. Römisch-deutsche Substanz als angestammtes Erbe

wurde in Georges Dichtung wieder lebendig. Aber auch der Wiener Hofmannsthal trug sich in das Erbe des Imperiums und hat sich dazu bekannt. Beide Dichter fühlten sich Rom blutsverwandt, und zwar durch die Kräfte des Heimatbodens, im rheinischen Raum wie im Donaauraum. Beiden strömten aus dieser Wurzel eine Liebe zur altrömischen Welt zu; aber auch zu den Sprachen und Literaturen der romanischen Völker. In den Werken beider ist der Streit des Griechischen mit dem Römischen, aber auch des Antiken mit dem Deutschen überwunden. Die römische Kontinuität der europäischen Geistesform war wieder ins Bewußtsein gehoben. Borchardts Schrift über die Villa kann als Symptom dieses Vorgangs verstanden werden. Aber seine Ausstrahlungen durchdrangen allmählich die geistige Atmosphäre Deutschlands und machten sich zwanzig Jahre nach Borchardts Erstlingsschriften auch in der Universitätswissenschaft geltend. Die Neuwertung des Römertums und Virgils durch die Philologie der zwanziger Jahre steht — bewußt oder nicht — im Zusammenhang mit diesem Vorgang. Er schuf eine günstige Atmosphäre für die Zweitausendjahrfeier Virgils im Jahre 1930.

Wie eine Begegnung erneuerter Wissenschaft und erneuerter Dichtung wirkte es, daß Rudolf Borchardt damals als Gast der Kieler Universität sprach. Er verbarg seinen Hörern nicht, «mit welchen Blicken kalten Abwartens das humanistische Europa der Virgil-Feierstunde über die geistigen Grenzen hinweg in das Land Herders und der Romantik hinüberblickte». Aber zugleich nahm er für Deutschland die Vollmacht in Anspruch, von seiner eigenen geschichtlichen Basis aus die widerstreitenden Erbteile des Altertums, also die Gegensätze zwischen der westlichen und der deutschen Rezeption der Antike, in einer übergreifenden Anschauung zu versöhnen, in welcher der deutsche Hellenismus Virgil erreicht, «ohne Hellas zu verlassen; der ihm vorgeschriebenen Erforschung des Werdens genügt, ohne die Pflicht gegen das Seiende, den Dank an das dem Werden Entrückte, den Dienst an seinem Heiligtum zu verletzen». Borchardt deutete auf die geschichtliche Einmaligkeit des griechischen Epos, das schon im 6. Jahrhundert den Kreislauf seines Lebens beendet hatte und keine Erneuerung mehr litt. Aber zugleich rettete er die «Aeneis», indem er nachwies, daß sie etwas ganz anderes sei als römische Kopie eines griechischen Originals. Sie ist so wenig ein homerisches Gedicht oder überhaupt ein Epos «wie die in virgilischem Geiste unternommene ‚Comedia‘ Dantes eine Komödie oder wie sie virgilisch ist». Die Menschheit hat kein unbegrenztes Vermögen zur Bildung neuer Formen. Deshalb tritt in entscheidenden Epochen das Neue in der Verkleidung alter

Formen auf die Bühne des Lebens. Als ein Ende, «auf der letzten Stufe der absinkenden Antike mit ihrem letzten Hauche errungen», aber als ein Ende, das zugleich ein Anfang ist, «der in einem magischen Momente die ganze Vergangenheit noch einmal nachlebt, indem ihm die Tore der Zukunft schon aufspringen, voll Gold der Ewigkeit» — so deutet Borchardt das Gedicht des Virgil. Die «Aeneis» ist eine einzige seelenvolle Rückschau. Der epische Bericht und die ihm eigene sinnliche Gegenwart liegen ihr als schon verbrauchte Form zugrunde. Sie werden auf die Stufe historischer Kontemplation hinübergerückt. Virgils Gedicht bezeugt, «daß die Tragik des Menschenlebens an sich, die furchtbare Gesetzmäßigkeit der historischen Kausalität, ihn berührt und im Anrühren um die Freude am Sterblichen gebracht hat». Mit Virgil endet die Antike, «aber sie endet, indem sie über sich selbst noch einmal, wie bei Platon, hinausgreift». Sie entdeckt den Primat der Seele und öffnet sich damit der neuen Weltzeit des Christentums. Für Borchardt ist die «Aeneis» «das Alte Testament des gesamten abendländischen Westens» wie Platon das Alte Testament des griechischen Ostens. Beide weisen voraus auf das Evangelium, beide sind fähig, es in sich aufzunehmen und es umzustimmen.

Die Auffassung Borchardts, die ich Ihnen hier wiedergebe, ist eine geistvolle, eine großartige Konstruktion. Borchardts Ausgangspunkt ist die Hellaskonzeption der deutschen Klassik, die auf Herder beruht. Homer, Pindar, die Tragiker sind ihre Grundpfeiler. Borchardt hat dieses Griechenlandbild beibehalten, aber mit starker Akzentuierung der archaischen Züge (das Ende der Antike beginnt schon mit Platon). Von dieser Basis aus ein positives Verhältnis zu Virgil zu gewinnen war nicht leicht. Es gelang Borchardt nur mit Hilfe einer sehr persönlichen Geschichtsphilosophie. Gleichviel wie man sie beurteilt, sie war ein Versuch, Virgil wieder einzugliedern in die deutsche Tradition.

Es würde wenig Interesse haben, die deutschen Beiträge zur Virgil-Feier von 1930 zu durchmustern. Sie wiegen so viel oder so wenig wie die Manifestationen zur Dante-Feier von 1921 oder zur Goethe-Feier von 1932. Solche Feiern beweisen nicht, daß Dante, Virgil, Goethe zwischen den beiden Weltkriegen lebendiger Besitz der deutschen Bildungsschicht waren. Sie beweisen das Gegenteil. 1830 hat man Virgil nicht gefeiert, denn damals wurde er noch gelesen. Virgil ist auch heute noch in Deutschland ein ungelesener Dichter; ja, man muß sagen: heute erst recht. Der Rückgang der klassischen Studien, der am Ende des 19. Jahrhunderts einsetzte, hat heute in Deutschland, aber auch in den Vereinigten Staaten, die Form einer Naturkatastrophe von der Art der Sintflut ange-

nommen. Dadurch ist auch die deutsche Bildungstradition, die nie sehr tief verwurzelt war, in ihrem Bestand gefährdet. Die großen griechischen Dichter sind ebenso bedroht wie die Lateiner. Bücher wie *The Private Life of Helen of Troy* haben mehr Leser als Homer. Der Bestseller ist an die Stelle des Klassikers getreten. In Deutschland wurde schon vor zwanzig Jahren das Stichwort vom «Klassikertod» ausgegeben. Auch Stefan George und Hofmannsthal, unsere letzten großen Dichter, sind heute schon vergessen; wenigstens von denen, die heute in der Presse den Kurs der literarischen Ware bestimmen. Glücklicherweise gibt es auch bei uns immer noch einige Menschen, die diese Kursnotierungen nicht als verbindlich anerkennen. Es sind nur wenige: bei günstiger Schätzung einige tausend. Aber auch Minoritäten, selbst verschwindend kleine, können in der Biologie der Tradition eine Sendung haben. Die kleine Zahl der deutschen Virgil-Leser darf sich eines glückverheißenden Omens erfreuen, mit dem ich diese Betrachtung schließen will. Noch haben wir unter uns einen Dichter, der zugleich ein Wahrer der großen deutschen Bildungstradition und ein meisterlicher Uebersetzer ist, wie wir seit August Wilhelm Schlegel keinen besessen haben. Ich meine Rudolf Alexander Schröder, den Jugendfreund Hofmannsthals und Borchardts. Er hat uns Homer und Horaz neu geschenkt; von Virgil die *Bucolica* und die *Georgica*. Wir dürfen auf das Werk hoffen, an dem er seit Jahrzehnten arbeitet: die deutsche *Aeneis*.